

Nachkonziliare Wirrnisse (1988)

Konzilien seien jederzeit von großen Wirrnissen begleitet gewesen, so sagt, inmitten der heftigen Diskussion um das Erste Vatikanische Konzil, John Henry Newman. Diesen Satz habe ich mir, mehr als dreißig Jahre vor dem Zweiten Vatikanum, in meiner deutschen Ausgabe der Newman-Briefe mit besonders dicken Bleistiftstrichen angekreuzt, noch nicht ahnend natürlich, welche akute Bedeutung er einmal für mich selbst haben würde. Von solchen also höchst erwartbaren Wirrnissen soll im folgenden die Rede sein – nicht in prinzipieller Allgemeinheit oder gar Vollständigkeit, sondern einzig sofern sie mich selber betroffen und betroffen gemacht, erzürnt, erschreckt, geärgert und

[527]

zum Widerspruch herausgefordert haben. Mein alter Fahrtenkumpan, der Leipziger Oratorianer Werner Becker, hat kurz vor seinem Tode in einem Rundbrief an seine Freunde gesagt, das Zweite Vatikanum habe ihm alle seine Wünsche erfüllt. Dieser Meinung, so habe ich ihm geantwortet, könne man nur sein, solange man sich an das in den Konzilsdekreten ausdrücklich Gesagte halte, nicht aber, wenn man all das hinzubedenke, was tatsächlich im Gefolge des Konzils, und oft genug unter Berufung auf seinen »Geist«, an trostloser Verarmung und sogar an schlichter Sinnwidrigkeit auf den Plan getreten sei.

Da steht etwa in der Liturgie-Konstitution des Konzils zu lesen: »Die Kirche betrachtet den Gregorianischen Choral als den der römischen Liturgie eigenen Gesang.« Wo aber kann man ihn noch wirklich hören und mitsingen? Das Requiem für unseren Sohn Thomas, gefeiert Ende Juli 1964, also fast anderthalb Jahre vor dem Abschluß des Konzils, ist bis zum heutigen Tag der letzte, in einer Pfarrkirche zelebrierte, von der ganzen Gemeinde im Gregorianischen Choral mitgesungene liturgische Gottesdienst geblieben, an den ich mich erinnern kann. – Wer nicht das Glück hat, in einer Stadt zu wohnen, in der es hin und wieder einen Pfarrer geben soll, der, ohne »Traditionalist« zu sein, allsonntäglich ein Choral-Amt feiert, muß schon in einer Bischofsstadt zu Hause sein oder ein Benediktinerkloster besuchen können – wofür er sich nicht, was doch immer ein Surrogat bleibt, beschränken mag auf das Anhören der allerdings großartigen Schallplatten, mit denen die Mönche der Abtei Münster-Schwarzach die Choralmissen der großen Feste des Kirchenjahres wieder zugänglich gemacht haben. Indem man freilich die ehemals jedermann bekannten Gesänge vernimmt, wird einem nicht ohne Trauer und Scham bewußt, welche unermesslichen Schätze die katholische Christenheit leichtfertig weggeworfen und, vielleicht schon unwiederbringlich, verloren hat.

Wahrscheinlich hat dieser Verlust damit zu tun, daß Gregorianik und Latein von Natur zusammengehören. Und wiederum ist die Liturgie-Konstitution des Konzils zu zitieren, die in der Tat schwer Vereinbares fordert. Einerseits heißt es darin: »Der Gebrauch der lateinischen Sprache soll erhalten bleiben«; andererseits soll zugleich der Volkssprache »ein weiterer Raum zubilligt werden«. – Immerhin kommt mir zu diesem schwierigen Thema eine Erinnerung in den Sinn, die vielleicht bewahrt

[528]

zu werden verdient. Vor dem Ersten Weltkrieg hat mein Vater, während ich neben ihm auf der Orgelbank saß, die ländliche *Schola* seines weltabgeschiedenen westfälischen Dorfes Sonntag für Sonntag ein Choral-Amt singen lassen; damals haben sich auch mir die wiederkehrenden Gesänge von zwei, drei Choralmissen unverlierbar ins Gedächtnis eingeprägt, so daß ich, wenn sie heute einmal gesungen werden, weder Text noch Noten brauche. Vorsänger war in jenen Jahren der Dorfschmied, der auch in seiner Schmiede sang, natürlich Lieder ganz anderer Art. Wenn es ihm übrigens im Hochamt besonders feierlich zumute war, fügte er ein münsterländisch rollendes »r« in das *Amen* ein. Doch lasse ich es mir nicht so leicht einreden, diese Sänger und auch die bäuerliche Gemeinde hätten überhaupt nicht verstanden, was *Kyrie eleison* heißt und was *Gloria, Credo* und *Sanctus* besagen. – Andererseits wird auch niemand leugnen, daß den Millionen asiatischer,

afrikanischer und auch amerikanischer Katholiken die lateinische Kultsprache fremd bleiben muß.

Allerdings gibt es noch einen anderen, selten erwähnten Aspekt, der gleichfalls bedacht sein will. Ich meine den unaufhebbar sakralen Charakter der liturgischen Sprache. Sakralität besagt Unterschiedenheit und Anders-Sein im Vergleich zu der planen Normalität, wie sie, natürlich ganz zu Recht, den Alltag der Menschen bestimmt. Sakralität bedeutet ausdrücklich Abgrenzung gegenüber der trivialen Durchschnittlichkeit des Lebensvollzuges sonst. Das kann freilich nur dem begreiflich werden, der davon überzeugt ist, daß es, inmitten des alltäglichen Daseins, jenes radikal Unalltägliche wirklich gibt, welches wir mit den Namen »Geheimnis« und »Mysterium« meinen. Es ist das ganz und gar Unalltägliche göttlicher Gegenwart, das natürlicherweise vom Menschen auch die Antwort eines »anderen« Verhaltens, auch des Sprechens, fordert. Die Verteidiger einer »entsakralisierten«, das heißt, einer auch in der Kirche und im Gottesdienst der durchschnittlichen Redeweise möglichst nahen oder gar mit ihr identischen Sprache, haben sich im Streitgespräch mit mir gelegentlich auf eine offizielle »Instruktion« berufen, die solche sprachlichen Freiheiten erlaube und sogar empfehle. Natürlich habe ich sogleich nach diesem gar nicht leicht aufzutreibenden und seltsamerweise in französischer Sprache abgefaßten Dokument (vom 25.

[529]

Januar 1969) gefahndet; doch habe ich darin dann nicht die Spur irgendeiner Duldung oder gar Befürwortung trivialer Alltagsrede aufzuspüren vermocht. Der theologisch wohlfundierte Text fordert zwar, die Übersetzung in die Volkssprache müsse auch dem einfachen Menschen verständlich sein; im übrigen aber stehe auch sie unter dem Anspruch, »Stimme der Kirche« zu sein, »die zu ihrem Herrn redet«; und in der Liturgie, so wird gesagt, sei das Wort nicht bloß Verständigungsmittel, sondern »zugleich *mysterium*«. Es ist demnach nicht nur eine Geschmacklosigkeit, sondern eine dem Wesen der Liturgie widersprechende Ungehörigkeit, Menschen, die sich beim Eintritt in die Kirche mit geweihtem Wasser bekreuzigt und das Allerheiligste niederkniend verehrt haben und damit in den »anderen«, den »heiligen« Weltbezirk eingetreten sind, zu Beginn der Meßfeier einen »schönen guten Abend« zu wünschen oder sie, wie die Fernseh-Ansagerin, »herzlich zu begrüßen«. So sehe ich mich also durch die als sie selber sprechende Kirche bestätigt in meiner schon manches Mal geübten und übrigens durchweg erfolgreichen Praxis, mir diese Art Anrede zu verbitten.

Mit dem Wort vom *mysterium*, welches die Sprache der Liturgie immer »zugleich« sei, ist aber nun ein anderes Element der sakralen Sprache benannt, das zwar schwer ins genaue Wort zu fassen ist, aber eine dennoch sehr konkrete Bedeutung besitzt. Ich meine das Element der umschreibenden Verhüllung, des »Schleiers«, wodurch das Geheimnis vor der Dreistigkeit eines allzu unumwundenen sprachlichen Zugriffs geschützt wird. Das ist der Punkt, auch ein Wort von eben der Fremdsprachigkeit zu sagen, für die wir heute wahrscheinlich zu wenig Verständnis haben. Durch sie nämlich kann vielleicht etwas vernehmlich oder doch ahnbar bleiben, das die direkte Benennung eher zu verdecken pflegt. Hier gibt es eine gewisse Analogie zum üblich gewordenen Stil des Sprechens über Sexualität, der durch seine respektlos-physiologische Drastik eine ganze Dimension der Wirklichkeit, gerade das spezifisch Humane, »hinwegzuleuchten« droht. – Ich weiß nicht, wie oft ich im münsterischen Paulus-Dom die durch den Bischof vollzogene österliche Taufwasser-Weihe mitgefeiert habe. Vor allem erinnere ich mich an Clemens August von Galen, der mit seiner wenig klangvollen, etwas gequält wirkenden Stimme, indem er jeweils die brennende Osterkerze in das Wasser hinabließ, drei Mal in verschie

[530]

dener Tonhöhe sang: *Descendat in hanc plenitudinem fontis virtus Spiritui Sancti*. Hunderte von Menschen hörten es in schweigender Ergriffenheit und sahen der symbolischen Handlung zu. Und ich bin davon überzeugt, daß hier trotz der lateinischen Sprache das in Wahrheit geheimnisvoll Geschehende dem gläubigen Verständnis auch des einfachen Christenmenschen auf unvergleichlich bewegendere Weise nahegebracht worden ist als es durch den nun an die Stelle jener hymnischen Worte getretenen, zwar

völlig deutlichen, aber auch trostlos kahlen, kargen und frigidem deutschen Text niemals geschehen kann: »Es steige hinab in dieses Wasser die Kraft des Heiligen Geistes!« Ich fürchte sogar, daß der vielzitierte »junge Mensch von heute«, vor allem wenn dann auch noch, wie ich es erlebt habe, zum beinahe einzigen Mal im Jahr das Weihrauchfaß herbeigeholt wird, nicht nur nicht ergriffen sein, sondern sich eher fragen wird, ob nicht das alles »Hokuspokus« sei. Der Bischof von Münster hat mir, nach dem ersten Vollzug des neuen Ritus, erschreckt und fast bestürzt gesagt: »Wenn ich es doch wenigstens hätte singen können!« – Das *Missale Romanum* spricht unverändert von der *plenitudo fontis*. Statt dessen zu sagen »dieses Wasser«, ist offenbar eine allzu armselige Verkürzung. Wenn es aber andererseits zu »poetisch« sein sollte, von »diesem überströmenden Quell« zu reden – warum dann nicht, in diesem besonderen, obwohl vielleicht gar nicht einzigen Fall, den lateinischen Text einfach beibehalten und ihn freilich nicht sprechen, sondern singen? Jedenfalls ist hier wie auch sonst die zugleich wortgetreue wie sinngemäße Übertragung ins Deutsche das eigentliche, leider oft genug ungelöst gebliebene Problem.

Natürlich gab es schon seit Jahrzehnten in Deutschland brauchbare Übersetzungen der Messe. Ich selbst habe bereits vor dem Zweiten Weltkrieg an einem deutschen Sonntagsmeßbuch mitgearbeitet, das von drei westdeutschen Bistümern zum ersten Mal ihrem offiziellen »Diözesangebetbuch« eingefügt worden ist; das war durchaus etwas Neues. Aber nun, nach dem Konzil, war es begreiflicherweise notwendig geworden, eine für die Altar-Meßbücher des ganzen deutschen Sprachgebietes verbindliche Übersetzung zu schaffen. – Schon zu den ersten, noch wenig planvollen Anfängen dieses weitgreifenden, schwierigen Unternehmens wurde ich durch den mir freundschaftlich verbundenen Joseph Pascher, seit Jahren in München lehrend, zur

[531]

Mitarbeit eingeladen. Dem kleinen Übersetzer-Team, das sich in seinem Hause zu versammeln pflegte, gehörte auch der Abt von Maria Laach an sowie der Leiter des Trierer Liturgischen Instituts. Und wie nicht anders zu erwarten, kam es in diesem Kreise immer wieder zu einem äußerst anregenden und sachkundigen Rundgespräch. Dennoch habe ich mich schon bald zurückgezogen – nicht nur wegen der Unmöglichkeit einer regelmäßigen Reise nach München, sondern vor allem, weil mir sehr rasch klar geworden war, daß solche Texte, wenn überhaupt, dann nicht durch eine Gruppe, sondern nur – jedenfalls zunächst einmal – durch einen kompetenten einzelnen eine sprachlich standhaltende einheitliche Prägung empfangen können. Nun aber wurde zudem der Kreis der Mitarbeiter bald erheblich erweitert; natürlich wollten die Österreicher und die deutschsprachigen Schweizer auch mitreden. Einzelne, besonders wichtige Gebetstexte sollten außerdem von den nicht-katholischen Christen gleichfalls akzeptiert werden können – zum Beispiel das Vaterunser, von dessen nur leicht veränderter Neuformulierung übrigens wohl gesagt werden kann, sie sei zum – vielleicht einzigen – ganz und gar geglückten Musterfall eines gültigen Textes geraten.

Mich interessierten vor allem die Texte des *Ordo Missae*, die Übersetzung also der in jeder Meßfeier wiederkehrenden Gebete; und ich habe dazu nicht wenige Abänderungsvorschläge gemacht. Leider haben sie nur ein einziges Mal das Glück gehabt, von der maßgeblichen Instanz berücksichtigt zu werden – wobei ich natürlich nicht weiß, ob nicht auch von anderen Kritikern das gleiche vorgebracht worden ist. Meine Einwände zielten durchweg nicht so sehr auf Mängel der sprachlichen Formulierung, sondern primär auf die Unkenntlichmachung eines Sachverhalts, die sich freilich fast immer mit sprachlicher Mißgestalt verknüpft.

Wenn zum Beispiel in den Gebeten zur Opferbereitung von den Gaben Brot und Wein gesagt wird: »Wir bringen sie vor Dein Angesicht«, so findet sich auch hier beides vereint: durch eine vage, im Grunde nichtssagende Redeweise wird eine menschliche Ur-Gebärde um ihren rechten Namen gebracht. Dieser Name ist »Darbringung«, lateinisch *offere* und *oblatio*. Die Worte haben eine völlig klar präzisierbare Bedeutung, daß nämlich einer sagt und zugleich realisiert: dies mir Gehörende soll von

[532]

nun an nicht mehr »mein« sein, sondern »Dein«! Ich entäußere mich des mir zu Gebrauch und Nutzung anheimgegebenen Eigentums und überweise es in die Verfügungsgewalt Gottes. Das auf solche Weise einmal Dargebrachte kann ich tatsächlich nicht wieder an mich nehmen, weder das in den »Klingelbeutel« gelegte Geldstück noch die vor dem Madonnenbild entzündete Kerze oder die für den Altarschmuck gespendeten Blumen und natürlich erst recht nicht die von der feiernden Gemeinde dargebrachten Gaben von Brot und Wein.

Die Gründe für die Vermeidung des Wortes »Darbringung« glaube ich ziemlich genau zu kennen. Erstens ist man allzusehr besorgt, der (irrigen) Vorstellung auch nur scheinbar Nahrung zu geben, die katholische Kirche deute die Messe als eine »Wiederholung« des doch auf Golgota ein für alle Mal geschehenen Einen Opfers. – Woran es mir aber, zweitens, vor allem zu fehlen scheint, ist die klare Unterscheidung zwischen der »Darbringung« und dem strikten Sinnes kultischen »Opfers«, dem *sacrificium*. Auch mir selbst ist, wie ich gestehe, dieser fundamentale Unterschied erst in Indien völlig deutlich zu Sinn gebracht worden, während ich im Geviert des Kali-Tempels in Kalkutta an der Eröffnung des Durga-Festes teilnahm. Da war einerseits das Gewoge festlich gekleideter Menschen, die sich zu dem Eingang des Tempels drängten, um dort ihre, auf den erhobenen Handflächen getragenen Gaben mit einer »liturgischen« Gebärde dem Priester zu überreichen, auf ein frisches Laubblatt gelegte Hibiskusblüten, Reis oder eine Mangofrucht: ein Akt der Darbringung, den zu vollziehen es den Menschen natürlicherweise immer wieder drängt. Etwas in der Seinsart ganz und gar davon Verschiedenes geschah dann in einem anderen, exakt in der Blicklinie der allerdings verborgen bleibenden Göttin liegenden Teil des Tempelbezirks: die rituelle Schlachtung eines Zickleins, ein *sacrificium* im genauen Wortverstand.

Ein anderes, meinen gleichfalls erfolglos gebliebenen Protest besonders herausforderndes Beispiel war und ist die Übersetzung des im »Ersten Hochgebet« unmittelbar auf die Konsekration folgenden Textes, der mit den Worten *Unde et memores* beginnt. *Josef Andreas Jungmann* hat ihn das »zentrale Opfergebet der ganzen Meßliturgie« genannt. Aber eben diese Eigentümlichkeit auch nur wahrzunehmen, wird dem unbefangenen Hörer und Leser durch die jetzt gültige Verdeutschung nahezu

[533]

unmöglich gemacht. Überhaupt kann sie, noch aus einem anderen Grunde, als Modellfall einer sinnverfälschenden Übersetzung bezeichnet werden. Es sind vor allem zwei Einwände, die ich gegen sie vorgebracht habe, von denen jedoch, wie gesagt, keiner akzeptiert worden ist. – Erstens wirkt sich hier besonders verhängnisvoll die der Übersetzung insgesamt zugrundeliegende Meinung aus, dem einfachen Christenmenschen könnten einzig nebeneinander gestellte Hauptsätze zugemutet werden, nicht aber ein irgend anspruchsvolleres Satzgefüge. Diese zunächst rein sprachpsychologisch scheinende Annahme ist in Wirklichkeit, wie gerade dieses Beispiel erweist, eine höchst konsequenzenreiche Sache. In der jetzigen Verdeutschung beginnt das Gebet mit den Worten: »Darum feiern wir das Gedächtnis . . .« In Wahrheit bezieht sich das »darum« (*unde*) auf etwas ganz anderes, nämlich auf die Darbringung der Opfergabe, welche Christus selber ist; ebendies ist das »Tun«, das der Herr seinen Aposteln aufgetragen hat. Die Übersetzung aber erzwingt fast den, wie man weiß, durchaus verbreiteten Irrtum, die Messe sei wesentlich eine Gedächtnisfeier, nicht aber die Vergegenwärtigung des Kreuzesopfers Jesu Christi. – Zweiter Einwand: Der Ur-Text, übrigens auch der neu hinzugekommenen Hochgebete, spricht mit keiner Silbe vom »Feiern« des Gedächtnisses, sondern völlig schlicht und nüchtern vom Eingedenksein. Die dem Verständnis des einfachen Menschen angeblich nicht zumutbare, in Wirklichkeit völlig klare Sinnstruktur des Gebetes ist also diese: »Darum, Herr, indem wir Deines Sohnes [. . .] gedenken [. . .] bringen wir Dir dar [. . .] das heilige Brot des ewigen Lebens und den Kelch immerwährenden Heiles.« Diese letzte Formulierung kommt, wie jeder nachlesen kann, in der heutigen Übersetzung nicht vor. Die Festlichkeit der Sprache tritt überhaupt gerade da zurück, wo der Urtext sie offenbar allein für sinnvoll hält. Von dem in Wahrheit zu feiernden Opfer Jesu Christi wird gesprochen mit allem der sakralen Sprache eigenen hymnischen Überschwang, wozu auch die Wiederholung gehört (»das reine Opfer, das heilige Opfer, das makellose Opfer«). All das aber ist ausgelassen oder abgekürzt, wohl weil man den Überschwang rationalistisch mit dem Überflüssigen

verwechselt hat und ihn für leeren Wortschwall hält.
Wie das *unde* (»darum«) in Wahrheit gemeint ist und worauf allein es sich bezieht, hat Thomas von Aquin in einem einzigen

[534]

bewegenden Wort ausgesprochen, über das man freilich, wie es zunächst auch mir selbst ergangen ist, allzu leicht hinweglesen kann. Indem sich der Priester mit diesem »Darum« auf den Auftrag des Herrn berufe, so heißt es in der *Summa theologica*, entschuldige er sich, *excusat praesumptionem*, etwas so Ungeheuerliches zu tun wie in der Mysterienfeier der Messe den Opfertod Christi vergegenwärtigend nachzuvollziehen.

In der offiziellen Übersetzung eines der neuen Hochgebete wird von den Verstorbenen gesagt, sie seien »entschlafen in der Hoffnung, daß sie auferstehen«. Gegen diese Formulierung habe ich mit besonderer Heftigkeit, aber wieder einmal vergeblich, protestiert. »Wer nicht sieht«, so habe ich einigermaßen aggressiv gesagt, »daß hier die Objektivität der *spes resurrectionis* unkenntlich gemacht und in die Nähe einer rein subjektiven, »hoffentlich« nicht vergeblichen Erwartung gerückt ist, dem ist nicht zu helfen!« Mit einigem Recht wurde mir erwidert, es klinge doch nicht gut, von »Auferstehungshoffnung« zu reden. Zu meiner Freude stimmten dann beide Leiter der Übersetzerkommission spontan meinem Gegenvorschlag zu: »[. . .] die entschlafen sind in der Hoffnung seliger Auferstehung«. Auch meine Begründung für das eingefügte Wort »selig«, daß nämlich in der Schrift auch von der »Auferstehung zum Gericht« die Rede sei, wurde sogleich akzeptiert. Doch hat offenbar die so vorbehaltlos scheinende Zustimmung für die Aufnahme in die dann später gedruckte endgültige Fassung des Textes nicht genügt.

Der einzige unter meinen zahlreichen Einsprüchen, mit dem ich die Autoritäten habe überzeugen können, richtete sich gegen den Versuch, das Wort *mysterium* zu vermeiden. Die zunächst gleichfalls als provisorisch gedachte lateinische Fassung des *Ordo missae* schlug damals drei verschiedene Formulierungen vor für die Aufforderung zum Schuldbekenntnis, mit der die Messe beginnt. Dem waren in einer frühen deutschen Übersetzung vier Formulierungen gegenübergestellt, in denen jedoch ausnahmslos die im Lateinischen gleichlautend wiederkehrenden entscheidenden Worte einfachhin ausgelassen waren – worin ein, wie ich überzeugt bin, vielleicht nicht nur »damaliges« theologisches Denken tief kennzeichnendes Gebrechen zutage trat. Ausgelassen war, in einer Art von »Phobie«, das Wort von den »heiligen Mysterien«, zu deren festlichem Begängnis wir uns zuvor durch das Schuldbekenntnis reinigen sollen: *ut*

[535]

apti simus ad sacra mysteria celebranda. – Immerhin ist heute in der Aufforderung zum Schuldbekenntnis, wie sie in das deutsche AltarMeßbuch eingegangen ist, gleichfalls von der »rechten Weise« die Rede, die »heiligen Geheimnisse« zu feiern.

Eine besonders krasse Übersetzungswillkür, gleichfalls erklärbar nur aus der fast schon krankhaft zu nennenden Scheu, das Heilige bei seinem wahren Namen zu nennen, ist mir erst vor den Blick gekommen, als die Diskussion über die Verdeutschung des *Ordo Missae* längst abgeschlossen und das deutsche Altar-Meßbuch schon gedruckt und also die Fruchtlosigkeit eines nachträglichen Protestes evident war. Dennoch kann ich diesen Protest nicht unausgesprochen lassen. Es handelt sich um die Verdeutschung des Wortes *consecratio*, wodurch bereits im vorchristlichen Rom, wie das *Oxford Classical Dictionary* sagt, der Akt bezeichnet worden ist, durch den etwas in eine *res sacra*, in etwas Heiliges, verwandelt wird. Der ehemals gebräuchliche Name »Wandlung« trifft also sehr genau das Geschehen, das in der Messe den Höhepunkt der heiligen Handlung ausmacht. Wie aber ist *consecratio* in der *Institutio Generalis* des neuen Altar-Meßbuchs verdeutschert?

Unglaublicherweise durch das Wort »Einsetzungsbericht«, das, wie niemand bestreiten wird, nichts anderes ist als die neutrale Bezeichnung für einen historischen Vorgang. Mir erscheint diese, das ursprünglich Gemeinte völlig unkenntlich machende »Übersetzung« einfachhin als Skandal – worin sich aber die noch immer ungebrochene Virulenz des Giftstoffes »Entsakralisierung« erweist. Sie reicht von der auf Kirchenbau-Tagungen schon fast selbstverständlich gewordenen Behauptung, natürlich sei die Kirche »kein

sakraler Raum«, bis zur Bezweiflung der dem Priester im Weihe-Sakrament zuteilgewordenen konsekratorischen Vollmacht und Gewalt.

Es ist hier von einer Begebenheit zu erzählen, die sich in unserem ökumenischen Arbeitskreis zugetragen und mich schließlich veranlaßt hat, an seinen Tagungen nicht mehr teilzunehmen. – Im Frühjahr 1951 hatte sich die evangelische Gruppe, nicht ohne eine gewisse Geheimnistuerei, die erste halbe Stunde der Eröffnungssitzung für einen besonderen »Akt« ausgebeten. Nur wenige Eingeweihte wußten, was geschehen sollte: daß nämlich Peter Brunner sich erheben und diesmal nicht als Mitglied des Kreises, sondern, mit einiger gerade bei

[536]

ihm ungewohnten Feierlichkeit als derzeitiger Dekan der Heidelberger Theologischen Fakultät, dem zum ersten Mal anwesenden Heinz Dietrich Wendland die Ehrendoktorwürde verleihen werde. Damals noch Professor für Neutestamentliche Theologie in Münster, war *Wendland* eben erst aus russischer Kriegsgefangenschaft heimgekehrt und den meisten von uns unbekannt. Sowohl die lateinische Urkunde wie auch die Laudatio sprachen mit besonderem Respekt von der den Mitgefangenen zugewendeten geistlichen Fürsorge. Der solchermaßen Geehrte, offenbar völlig ahnungslos und überrascht, dankte, tief betroffen und kaum der Stimme mächtig, in vollendeter sprachlicher Form. – Noch wußte ich nicht, und Wendland selbst hat es wohl nie erfahren, wie wichtig, nicht nur für mich selbst, sondern in etwa für den ganzen Arbeitskreis ein einziger Satz werden sollte, den er mehr als anderthalb Jahrzehnte später als Antwort auf eine von mir vorgebrachte Frage mit großer Ernst ausgesprochen hat. Wendland hatte inzwischen die Disziplin gewechselt und das in der Evangelisch-Theologischen Fakultät kurz nach seiner Rückkehr errichtete »Institut für Christliche Gesellschaftswissenschaften« übernommen; und wohl auch aus diesem Grunde war er in die »Rheinisch Westfälische Akademie der Wissenschaften« gewählt worden, die damals noch »Arbeitsgemeinschaft für Forschung« hieß. In diesen Kreis führte Wendland sich im Januar 1967 ein mit einem Vortrag über »Die ökumenische Bewegung und das II. Vatikanische Konzil«. Auf der Rückfahrt von Düsseldorf nach Münster teilten wir zufällig das gleiche Abteil, und wir waren die ganze Zeit, also fast zwei Stunden, allein. Natürlich sprachen wir über sein Referat, an dem ich es vor allem bemerkenswert fand, daß es, was sonst äußerst selten vorkomme, durch einen wirklich theologisch-religiösen Impuls bestimmt gewesen sei, was er nicht ungern zu hören schien. Dies nun war der Anfang des ersten und einzigen längeren und sehr persönlichen Gesprächs, das Wendland und ich jemals miteinander geführt haben und in welchem er jene wichtige Äußerung tat. Ich fragte unter anderem nach seiner Kriegsgefangenschaft; und er berichtete sogleich ausführlich davon. Dabei kam er auch auf die Schwierigkeit zu sprechen, die Eucharistie zu feiern. Einige seiner geistlichen Mitbrüder hätten zum Beispiel, da es natürlich keinen Wein gab, statt dessen Wasser genommen oder Tee; er aber habe sich gesagt: wenn

[537]

überhaupt, dann unter Einer Gestalt, unter der des Brotes! Nachdem so das Gespräch ohnehin letzte Stellungnahmen berührte, konnte ich es nicht unterlassen, mit aller Behutsamkeit die Frage zu stellen: »Was ist denn, nach Ihrer Überzeugung, bei einer solchen Eucharistiefeier mit dem Brot geschehen?« Wendland erregte sich daraufhin plötzlich und sagte mit lebhafter Gestik und mit völliger Bestimmtheit: »Niemand in der evangelischen Kirche vermag mir zu sagen, welche Vollmacht ich in der Ordination empfangen.« Es war klar, daß er von der konsekratorischen Vollmacht sprach. Die Reise war bald darauf zu Ende und damit auch das Gespräch. – Gut drei Jahre später, Frühjahr 1970. Der ökumenische Arbeitskreis, in Tutzing tagend, erörterte das Thema »Interkommunion«. Nach den Referaten der Exegeten wurde weitläufig die Frage diskutiert, ob wirklich das »sogenannte« Letzte Abendmahl grundsätzlich so sehr zu trennen sei von den Gastmählern Jesu sonst, an denen teilzunehmen offenbar niemandem versagt gewesen sei; warum also dann die Zulassungsbeschränkung bei der Feier von Abendmahl und Eucharistie? Schließlich meldete ich mich zu Wort, wobei ich mit einer sehr simplen Frage wieder einmal ein wenig die Narrenfreiheit zu nutzen

gedachte, die man mir als dem durch viele Jahre einzigen Laien der katholischen Gruppe wohl oder übel zugestanden hatte. Ich erzählte also davon, wie ich während meiner amerikanischen Gastsemester sonntags oft mehrere Gottesdienste besucht habe, zuerst den katholischen, der meist der äußerlich armeligste gewesen sei, danach aber einen oder zwei musikalisch und rituell unvergleichlich großartigere »Services« anderer Denominationen. Niemals jedoch sei es mir in den Sinn gekommen, dort etwa zum Abendmahl zu gehen. »Warum nicht? Weil ich den wahren Leib des Herrn zu empfangen begehrte!« Der aber sei dort nicht zu haben gewesen, und zwar aus keinem anderen Grunde, als weil jenen »Liturgen«, die konsekratorische Vollmacht gefehlt habe. – In der unmittelbar nach meinem Votum beginnenden Mittagspause nahmen mich einige meiner katholischen Kollegen mit mehr oder weniger gutartiger Ironie unter Beschuß – obwohl ich doch, wie ich noch heute überzeugt bin, nichts anderes gesagt hatte als das Ökumenismus-Dekret von Vatikanum II., worin es klar heißt: es fehle in den »getrennten kirchlichen Gemeinschaften« das Sakrament der Priesterweihe, weswegen dort die ursprüngliche und voll

[538]

ständige Wirklichkeit (*substantia*) des eucharistischen Mysteriums nicht bewahrt sei. Einer legte freundlich den Arm um meine Schulter: »Sie sind der letzte Katholik!« Von einem anderen Ordinarius der katholischen Theologie bekam ich die unsinnige Frage zu hören, ob ich wirklich noch glaube, man könne als Priester »einen ganzen Bäckerladen konsekrieren«. – Nach Mittagmahl und Siesta schien das alles zunächst vergessen. Aber überraschenderweise wünschte ein evangelischer Theologe meine Frage auch von der Gegenseite her erörtert zu sehen, und zwar sehr konkret und provokativ; so schlug er vor, seine hier anwesenden Glaubensbrüder möchten sagen, aus welchem Grunde sie denn in einer katholischen Messe nicht zur Kommunion gehen würden. Es zeigte sich dann das Erstaunliche, daß kein einziger von den sich zu Wort Meldenden dazu bereit sein würde, *obwohl* einzelne, darunter auch Peter Brunner, ausdrücklich ihre Überzeugung bekundeten, in der Eucharistiefeyer der katholischen Kirche werde wirklich der wahre Leib des Herrn dargereicht und empfangen. Die dadurch entfachte Diskussion brachte ein ganzes Bündel von uralten, in unserer Kreise bisher überhaupt noch nicht sagbar gewesen Anklagen gegen die katholische Kirche zur Sprache. Unversehens befanden wir uns mitten in einem ungewöhnlich scharf geführten Streitgespräch; sogar mein Freund Hermann Volk, seit acht Jahren Bischof von Mainz, schlug mit der Hand auf den Tisch und stellte sehr temperamentvoll einige Dinge klar. Der meist schweigsame Bischof Wilhelm Stählin, mit Kardinal Lorenz Jaeger Mitbegründer des Arbeitskreises und von Anfang an Präsident der evangelischen Gruppe, schwieg auch jetzt. Erst zum Schluß der Tagung sollte er seine, wie sich dann zeigte, sehr dezidierte Meinung kundtun. Beim Abendessen, wozu man sich in wechselnder Runde, wie es sich gerade traf, an Sechsertischen zusammenfand, saßen zufällig Wendland und ich einander gegenüber; er hatte sich gleichfalls in der Diskussion dieses Tages mit keinem Wort geäußert. Ich fragte ihn, über den Tisch hin, so daß alle es hören mußten, ob er sich an unser vor Jahren auf der Fahrt von Düsseldorf nach Münster geführtes Gespräch erinnere. Er bejahte sogleich mit entschiedener Gebärde. »Würden Sie auch heute noch dabei bleiben, was Sie damals gesagt haben: ›Niemand in der evangelischen Kirche . . .?« Er ließ mich gar nicht zu Ende

[539]

reden und wiederholte seine damalige Behauptung Wort für Wort; ja, dabei bleibe er durchaus. Anderntags nahm, als die Tagung zu Ende ging, Bischof Stählin das Wort. In klarer, präziser Rede versuchte er, eine Konklusion dieser für ihn letzten Zusammenkunft zu formulieren. Zugleich nämlich erklärte er seine Absicht, als nunmehr Fünfundachtzigjähriger sein Amt niederzulegen und auch an den folgenden Sitzungen nicht mehr teilzunehmen; er stellte den tags zuvor mit einem Hubschrauber der Bundeswehr hergereisten Militärbischof Hermann Kunst als seinen Nachfolger vor. Das Wichtigste aber hatte er sich für die allerletzten Sätze aufgespart, nämlich den Vorschlag, den er als dringende Abschiedsbitte verstanden wissen wollte: auf der Tagung des

nächsten Jahres solle ausschließlich das Thema *Sacerdotium* erörtert werden; dies ergebe sich nach seiner Überzeugung als unausweichliche Schlußfolgerung aus der eben zu Ende gegangenen Diskussion. Natürlich konnte nun nicht mehr gut ein anderes Thema zur Wahl gestellt werden einige allerdings machten den Vorschlag, das Stählin'sche Thema »weiter« zu fassen und generell vom »Amt« in der Kirche zu sprechen. Aber Stählin fand, hierüber sei schon oft genug geredet worden und blieb bei seinem nun noch eindringlicher formulierten Vorschlag. So wurde also beschlossen, die nächste Tagung unter das Thema »Priestertum« zu stellen.

Es ging aber, im Frühjahr 1971, so zu, daß die evangelischen Theologen, Exegeten wie Systematiker, wie zu erwarten, mit großer Selbstverständlichkeit ihre These von der Nicht-Existenz eines eigenen Amtspriestertums darlegten, während auf katholischer Seite die Lehre des Zweiten Vatikanischen Konzils von dem nicht nur graduellen, sondern wesentlichen Unterschied zwischen Weihpriestertum und allgemeinem Priestertum mit keiner Silbe erwähnt, geschweige denn begründet und verteidigt wurde. Wendland war nicht anwesend. So sah ich, da mehrere Mitglieder des Kreises ihn seine Behauptung erst vor einem Jahr hatten bekräftigen hören, keine Indiskretion darin, mich zu Wort zu melden und meine merkwürdige Geschichte mit ihm ausführlich zu erzählen. Sie wurde schweigend zur Kenntnis genommen; es gab weder einen Kommentar noch sonst eine Reaktion. Kardinal Jaeger enthielt sich aus Prinzip jeglicher Äußerung zu den Themen der Diskussion. Bischof Kunst nahm mich in der Pause beiseite, es sei ihm unverständ

[540]

lich, wie Wendland so etwas habe sagen können, da doch in der Ordination ganz klar der Auftrag der Gemeinde ausgesprochen werde, die Sakramente zu verwalten. Aber Beauftragung und Weihe sind eben zwei verschiedene Dinge.

Damals faßte ich den Entschluß, an den Tagungen des Kreises nicht weiter teilzunehmen. Und nach Hause zurückgekehrt, schrieb ich Kardinal Jaeger, wie verwundert und enttäuscht ich sei über das unbegreifliche Schweigen unserer Theologen. Er antwortete sogleich, auch er sei höchst unzufrieden mit dem Verlauf der Tagung, und er schäme sich, wenn er daran denke, daß diese Dinge neuerdings auch noch veröffentlicht werden sollten. In einem Postscriptum fügte er hinzu, ob ich nicht selbst über das Thema »Priestertum« schreiben wolle. Meine spontane Antwort, das sei schließlich nicht mein *Metier*, habe ich dann später doch revidiert und tatsächlich einen »notgedrungenen Klärungsversuch« (»Was unterscheidet den Priester?«) veröffentlicht; übrigens habe ich darin nicht verschwiegen, welcher Anlaß mich zur Niederschrift bewogen habe. Meine auf *Thomas von Aquin* und das Zweite Vatikanische Konzil gegründete These lautete abgekürzt so: Priester wird einer nicht durch den »Auftrag der Gemeinde«, Priester werden geweiht (*sacerdotes consecrantur*), damit sie das Sakrament des Leibes Christi vollziehen. Ein Berliner Prälat, der Kardinal Alfred Bengsch zur Römischen Bischofs-Synode begleitete, hat mich später wissen lassen, sein Kardinal habe das *Opusculum* dem Papst überreicht mit der Bemerkung, in Deutschland habe sich neuestens leider nur ein Laie zulänglich über das Thema »Priestertum« geäußert.

Nun aber ist noch von Amerika zu berichten, dem Lande meiner schlimmsten Erfahrungen »nachkonziliarer Wirrnisse«. Wenn ich in unserem ökumenischen Arbeitskreis, an den freien geselligen Abenden, von meinen Reisen erzählen mußte, vor allem von Amerika, wurde natürlich gefragt, ob es »drüben« gleichfalls so etwas gebe wie interkonfessionelle theologische Gespräche. Meine etwas überspitzt formulierte Antwort: »Nein! Dieweil es dort nämlich überhaupt keine Theologie gibt, jedenfalls keine katholische!« In der Tat war genau dies, im Jahre 1950, meine erste große Überraschung: an den Hunderten von katholischen Universitäten des Landes keine Theologische Fakultät – außer natürlich an der einzigen, vom Gesamt-Episkopat

[541]

getragenen, in Washington! Die künftigen Priester studierten eben durchweg nicht an einer Universität, sondern an den meist abgelegenen Diözesan- und Ordens-Seminaren, an denen natürlich gewiß auch ausgezeichnete Professoren lehrten. Aber schon das Wort »ökumenisch« (zum Beispiel) war in diesen Instituten weithin verpönt. Von einem

deutschen Theologen, einem Priester der im Auftrag der deutschen Bischöfe unmittelbar nach dem Zweiten Weltkrieg über ein Jahrzehnt die Vereinigten Staaten bereist hat, um Spenden zu erbitten für die kirchlicher Hilfswerke in Deutschland, weiß ich, daß bei seinen zahlreichen Vorträgen an den katholischen Universitäten und Seminaren zwei Themen ausdrücklich als schlechthin »unmöglich« bezeichnet wurden: »Ökumene« und »Liturgie«. Wie also sollte es da kontroverstheologische Gespräche geben? Was es dagegen sehr wohl gab, das war ein von wechselseitigem Respekt bestimmtes, menschlich unproblematisches Zusammenwirken der christlichen Denominationen im sozialer und karitativen Bereich. Nicht selten hat man die diskrete Selbstverständlichkeit gerühmt, mit welcher etwa dafür gesorgt werde, daß den katholischen Delegierten unauffällig ein Fischgericht serviert werde, falls einmal ein Führungsgremium sich an einem Freitag zum gemeinsamen Mahl versammelt habe. Damit nähere ich mich einem neuralgischen Punkt, auf den es mir jetzt gerade ankommt; er hat, wie ich überzeugt bin, sehr genau zu tun mit den in Amerika besonders verhängnisvollen Wirrnissen der nachkonziliaren Zeit – was der Europäer durchweg nur schwer begreift. Wahrscheinlich ist es dem auch sonst in jenem Land oft genug spürbaren irischen Einfluß zuzuschreiben, daß der Freitag als »Abstinenztag« und übrigens auch die ganze vorösterliche Fastenzeit zu einer Art von öffentlicher Institution geworden war, verpflichtend nicht nur für Katholiken, sondern für jedermann. Selbst in den exklusivsten Restaurants von Chicago bekam der Gast während der kirchlichen Fastenzeit selbstverständlich außer der normalen noch eine zweite, eben die »Fasten-Speisekarte« vorgelegt. Und da das *Dinner* zum Empfang von Theodor Heuss zufällig auf einen Freitag fiel, gab es im New Yorker Waldorf-Astoria für die Geladenen ein – natürlich exquisites – Fischessen. Ich kann mich nicht erinnern, einen *Drug-Store* gesehen zu haben, der nicht schon am Donnerstag jeder Woche, deutlich sichtbar plakatiert, ein »Freitags-Menü« ange

[542]

kündigt hätte, also eine Mahlzeit ohne Fleisch. Eine immerhin erstaunliche Sache im Lande der *Steaks*, die man meist mit Angabe ihres beträchtlichen Gewichtes angepriesen findet. Und nun stelle man sich vor: gut zwei Monate nach dem feierlichen Abschluß des Konzils wird die »Erleichterung« bekanntgegeben, das bisher Geltende sei nicht mehr verpflichtend, vielmehr könne nach freier Wahl als »Freitags-Opfer« ein beliebiges Werk der Caritas oder der Frömmigkeit an die Stelle des Abstinenzgebotes treten. Auch anderswo in der Welt, zum Beispiel in Deutschland, ist durch solche »Ent-Konkretisierung«, wie ein Bischof vor kurzem es zu Recht ausgesprochen hat, der Freitag als Gedächtnistag des Kreuzestodes Jesu Christi faktisch abgeschafft worden. Aber für Amerika bedeutete diese dem durchschnittlichen Christenmenschen völlig unbegreifliche Annullierung des Freitags unendlich viel mehr: wenn *dies* nicht mehr galt, dann galt gar nichts mehr! Tatsächlich ist auf diese Weise ein gewaltiger Erdrutsch ausgelöst worden, der das Gesicht des ohnehin schon vielfach problematisch gewordenen katholischen Lebens in *this country* von Grund auf verändert und auch verunstaltet hat. Und als ich 1967 auf dem Wege nach Kanada, fünf Jahre nach meinem Abschied von Stanford, zum ersten Mal wieder einige amerikanische Universitäten besuchte, war ich angesichts dieses rätselhaften Wandels einigermaßen ratlos und bestürzt. Im Gästehaus der *Brown University*, an der er für eine Weile Vorlesungen hielt, versuchte mir Louis Bouyer, den ich von Paris her flüchtig kannte, meine erstaunte Frage zu beantworten, was denn nach seiner Meinung in diesem Land eigentlich passiert sei. Er sagte, das Zweite Vatikanische Konzil sei mit seinen Beschlüssen über die darauf schlechterdings nicht vorbereiteten amerikanischen Katholiken wie ein Unwetter hereingebrochen. Gerade in den beiden Bereichen »Ökumene« und »Liturgie« habe es die unglaublichsten Reaktionen gegeben. Zum Beispiel sei, auf Grund eines mißverstandenen »Ökumenismus«, durch eine große katholische Universität ein bekannter protestantischer Theologe als Dozent für einen Sommerkurs eingeladen worden, der dann unter dem stürmischen Beifall eines Auditoriums von Ordensfrauen den »Tod Gottes« verkündet habe. Und in der Liturgie: man feiere »Messen« ohne Kanon und Konsekration; es gebe Priester, welche die Menschwerdung Gottes offen als »Mythos« bezeichneten – und so fort. Die Bischöfe

[543]

aber seien größtenteils theologisch nicht genug geschult und fürchteten vor allem, als rückständig zu gelten. So die mir kaum glaubliche Auskunft von Louis Bouyer. Eine besonders bedrückende Erfahrung war im Frühjahr 1968 ein Besuch der großen Benediktiner-Abtei St. John's in Minnesota, wo wir, mein jüngster Sohn und ich, in aller Stille die Kartage und das Osterfest zu verbringen gedachten. Schon 1950 war ich dort einige Tage zu Gast gewesen; und ich erinnerte mich sehr wohl der mit etwas altväterlicher Courtoisie formulierten Frage des schon vor Jahren verstorbenen Abtes: ob ich ihm die Ehre erweisen wolle, im Refektorium an seinem Tische schweigend, *sub silentio*, die Mahlzeiten einzunehmen. Inzwischen war, nach den Plänen von Marcel Breuer, für einige Millionen Dollar eine neue Abtei-Kirche errichtet worden, der tatsächlich wohl großartigste moderne Sakralbau auf dem ganzen Kontinent. Daß aber inzwischen der Entsakralisierungs-Bazillus auch hier, an der *St. John's University*, die sich als »Zentrum für liturgische Studien« bezeichnete, seine Virulenz bewiesen hatte, zeigte sich uns schon beim ersten Besuch der Kirche; als ich vor der Sakramentskapelle niederkniete, sagte der uns begleitende Mönch, fast entschuldigend, der Bischof habe leider verlangt, daß in der Kirche ein Tabernakel sei. – Sogar die enthusiastische Begrüßung durch G. D., den Initiator der liturgischen Erneuerungsbewegung in Amerika, mit dem ich mich fast befreundet wußte, seit wir 1950, durch die windigen Straßen von Chicago wandernd, in einem fast atemlos geführten Zwiegespräch einander immerzu in den gemeinsamen Überzeugungen bestätigt hatten – auch diese Wiederbegegnung erwies sich schon bald als große Enttäuschung. Wir waren natürlich sogleich wieder mitten im theologischen Disput, und ich vernahm mit einigem Erstaunen, die Sakramentenlehre der Kirche müsse neu gefaßt werden; einerseits sei das Lesen der *Bibel* auch ein Sakrament, andererseits gebe es nur zwei Sakramente: Taufe und Eucharistie. Der neue Kirchenbau solle übrigens, so sagte er, auch für allgemein »mitmenschliche« Zwecke genutzt werden. Im Chorgebet, an dem, wenn niemand auswärts Dienst tat, über zweihundert Mönche teilnahmen, war das Latein ebenso wie der gregorianische Choral und sogar der *tonus rectus* abgeschafft; ein jeder sprach, ein paar Blätter mit hektographierten Texten in der Hand, auf seine individuelle Art; die

[544]

»Doxologie« am Ende der einzelnen Psalmen, das heißt, das *Gloria Patri*, wobei man sich zu erheben und zu verneigen pflegte, war gleichfalls, als »unbiblische Zutat«, gestrichen worden. Verstört und maßlos ernüchert verließ ich diese Art »Stundengebet«. Beim Gründonnerstags-Gottesdienst fehlte die Fußwaschung; die Symbolik sei »allzu billig«. Dafür wurde im Refektorium ein »österliches Mahl« gehalten, wobei vom Abt gesegnetes Brot zum gleichfalls von ihm gesegneten Wein unter bestimmten Lesungen rituell zu verzehren war. G. D. sah mich überrascht und verständnislos an, als ich ihm zu bedenken gab, ob das nicht einfach »Pseudo-Liturgie« sei, dieweil doch ebendies »österliche Mahl« in Wahrheit im Hochamt des Gründonnerstages gehalten und begangen werde. Am Karfreitag wurde die Leidensgeschichte weder gesungen noch mit verteilten Rollen rezitiert, sondern von einem einzigen Mönch betont unfeierlich verlesen, und das in der trivialen englischen Übersetzung, die zum Beispiel den Judas nicht »Sei begrüßt, Meister« (*Ave, Rabbi*) sagen läßt, sondern: *Good evening*. Das *Exultet* der Osternacht, obwohl von Natur ein einziger Lobgesang, wurde nur zu einem Drittel gesungen, dann in der alltäglichsten Intonierung gesprochen. Mein Sohn, nicht wie ich in dem komfortabel ausgestatteten neuen Gästeflügel, sondern in einer Mönchszelle des Klosters untergebracht, flüchtete sich mit einem Buch in mein Zimmer, um wenigstens an dem in Westfalen so genannten »stillen Freitag« Ruhe zu haben vor dem überlauten Getöse billiger Radiomusik, die aus der Nachbarzelle eines Mönches dröhnte. Als Tischlesung diente der voreilig, das heißt ohne die von Rom verlangte »gebührende Verbesserung« ins Englische übersetzte *Holländische Katechismus*. – Am Morgen der Abreise war mit dichtem Schneefall der Winter wiedergekehrt. Fröstelnd und traurig nahmen wir Abschied. Unfestlichere Kar- und Ostertage hatten wir noch nicht erlebt. Die bitterste Enttäuschung freilich stand mir einige Jahre später noch bevor. Schon lange hatte ich das Priorat des Freundes L. R. besuchen sollen. Ich kam an einem heißen Sommertag, knapp eine halbe Stunde vor dem regelmäßig am Spätnachmittag begangenen Gottesdienst im Kloster an, einer etwas unübersichtlichen, zufällig

wirkenden Anhäufung von gesichtslosen Gebäuden. Der erste, der mich begrüßte, war der mir von Israel her wohlbekannte und sympathische Brother David, der gerade

[545]

von einem heimkehrenden Traktor stieg; zu seiner ziemlich phantastischen Aufmachung gehörten knallbunte leichte »Bermudashorts«. Bald erschien auch mein Freund, der sich als »Alt-Abt« hierher zurückgezogen hatte, recht unansehnlich als »Zivilist« verkleidet, mit einem roten Pullover unter der grauen Sommerjacke. Die Messe, die wegen des großen Andrangs nicht in der Kapelle, sondern in einer provisorisch dazu hergerichteten Scheune stattfand, sollte bald beginnen; und so blieb vorerst nicht viel Zeit zum Gespräch. Zu meinem Erstaunen zogen dann die Mönche, von denen einige mir eben noch in der unwahrscheinlichsten und individuell unterschiedlichsten Kostümierung begegnet waren, in die Kirchenscheune ein, alle in ein weites weißes Gewand gehüllt, das nach offenbar eigenem Entwurf der benediktinischen Cuculle nachempfunden war; später hörte ich, man plane jetzt das gleiche Gewand in Blau. Einer trug eine Gitarre, zu deren Klängen sogleich ein gemeinsamer Gesang angestimmt wurde, ein von einem musikalisch hochbegabten Mitglied des Konvents geschaffenes Lied. Vor allem dieser Gesang zog viele Besucher an; es gab davon auch Schallplatten zu kaufen. Die Scheune war dicht gefüllt, vor allem, so schien es, von Touristen, die in der Nähe eine Sommerwohnung hatten; nicht wenigen merkte man an, daß es ihnen ungewohnt war, an einer katholischen Messe teilzunehmen. Leicht verwundert stellte ich fest, daß der Priester den Gottesdienst nicht, wie gewohnt, mit dem Kreuzzeichen und den zugehörigen Worten eröffnete. Noch wußte ich nicht, daß dies aus Prinzip nicht geschah. Während der ganzen Meßfeier habe ich nie, nicht einmal bei der Konsekration, ein Kreuzzeichen gesehen, desgleichen nicht beim Tischgebet im Refektorium, wozu ich eingeladen wurde. Offenbar war es hier auch nicht der Brauch, niederzuknien, selbst nach der »Wandlung« nicht. Statt einer Predigt, statt einer durch Kontemplation und Studium legitimierten Auslegung des Gotteswortes also, wurden die Anwesenden aufgefordert, ihrerseits die Gedanken vorzubringen, die ihnen mehr oder weniger zufällig während der Lesung des Evangeliums gekommen seien. Schlechthin ein Ärgernis aber war schließlich das eigenmächtig verfertigte Hochgebet, das von »Jesus, unserem Bruder« sprach, der, »während er Mahl hielt mit seinen Freunden, das Brot nahm« - und so fort. Zur Kommunion trat der Zelebrant mit einem großen runden Teller

[546]

voller Brotbrocken ein paar Schritte vor den Altar und lud jeden, der es wünsche (*anyone who wants to join us ...*), freundlich lächelnd ein, davon zu nehmen, was dann auch geschah. Daß das, was da »genommen« werden durfte, der »Leib Christi« sei - davon hörte niemand ein Wort. Zugleich traten zwei Mönche, unter denen übrigens nur wenige Priester waren, dem Zelebranten rechts und links zur Seite und boten gleichfalls jedem, der es wünschte, die Kelch-Kommunion an; natürlich waren die Kelche bald leer; doch sie wurden sogleich aus Gefäßen, die auf einem Tisch an der Scheunenwand bereit standen, nachgefüllt. Nach dem Gottesdienst, während sich die Scheune allmählich leerte, stand ich noch im Gespräch mit einer Gruppe von Mönchen zusammen; man begrüßte mich, einige kannten das eine oder andere von meinen Büchern. Während einer scherzend sagte, er habe sich den Autor nicht so groß und schlank vorgestellt, bemerkte ich, einigermaßen bestürzt, daß er in seiner lässig schlenkernden Hand einen der Kommunion-Kelche hielt, der noch zu einem Drittel gefüllt war. Ich dachte: gefüllt mit was?

Ins Freie gelangt, wo schon einzelne das weiße Mönchsgewand abgestreift und wieder in ihrem werktäglichen Zivilkostüm sich zeigten, ging ich schnurstracks und voller Zorn sogleich zu meinem Freunde, um ihm zu sagen, ich sei absolut nicht sicher, ob ich wohl an einer wirklichen Messe teilgenommen habe. »Weiß man in diesem Kloster nicht, daß in der katholischen Messe der Priester das konsekrierte Brot dem einzelnen reicht, indem er sagt: ›Der Leib Christi‹ - was ja nicht nur eine Ankündigung ist, sondern auch eine Warnung?« Vielleicht war ich zu heftig, und das lange, nun folgende Streitgespräch wurde nicht ohne Bitterkeit geführt. Es ging um die Realität der Konsekration, um den

Unterschied zwischen »Freunden« und »Aposteln«, um den Sinn des Kreuzzeichens und der leibhaftigen Zeichen überhaupt; und schließlich erinnerte ich den Freund an das vor Jahren allabendlich gefeierte Choralamt in Tabgha. Aber mein Gesprächspartner, durch den auch mir selbst ein wenig unerwarteten Ausbruch überrascht und befremdet, nahm keinen meiner Einwände an. Später schickte ich ihm eine meiner »Buchstabier-Übungen« mit dem Titel »Jesus, unser Bruder?« In seiner Antwort sagte er, es sei ihm natürlich klar, daß dies auf die Messe in seinem Kloster ziele; aber meine Argu

[547]

mente hätten ihn nicht überzeugt. – Acht Jahre später erhielt der Freund zu seinem achtzigsten Geburtstag von seinen Mönchen das großartige Geschenk einer Reise nach Jerusalem und dann zu seiner westfälischen Heimat-Abtei. Von dort rief man mich am Pfingstdienstag 1982 an, der Abt L. sei zu einer ärztlichen Untersuchung in der münsterischen Universitätsklinik und wünsche mich danach zu besuchen. Auf meine Anfrage sagte der Klinik-Chef, man warte noch auf den Fahrer, einen Mönch, der den Abt zu mir bringen werde. »Aber ich will selber kommen, und wir werden zu Fuß zu meinem Hause gehen; es ist ja nur ein Weg von ein paar Minuten!« – »Nein, das wird der Kranke nicht schaffen.« Überrascht und besorgt sah ich dann kurz danach den Freund, nunmehr im gewohnten Benediktiner-Habit, beschwerlichen Schrittes die Stufen zu meiner Gartenterrasse hinaufsteigen. Bei einem Glas Wein ein kurzes Gespräch zu dritt; von unseren amerikanischen Querelen natürlich kein Wort. Der Abt hatte sich schon wieder in das Auto gezwängt, während ich noch dem bereits am Steuer sitzenden Mönch zu erklären versuchte, warum ich nun schon seit Jahren nicht mehr sein Kloster besucht habe, in dem ich als Student manchmal ganze Wochen zu Gast gewesen bin. Der Grund, so sagte ich, sei die Furcht, auch hier könnte sich allzuviel geändert haben – was aber der Mönch sogleich entschieden verneinte. Der Abt hatte dem Gespräch zugehört und rief mir, als der Wagen schon anfuhr, noch zu: »Hier ist es doch nicht wie bei uns!« Ich antwortete zum Abschied mit einer scherzhaft scheinenden Drohgebärde; doch wußten wir beide, daß sie eher ernst gemeint sei. Zu einer damit vage angekündigten Fortsetzung unseres Streitgesprächs ist es freilich nicht mehr gekommen. Wenige Wochen später las ich in der Zeitung, der Abt sei in einer Bostoner Klinik an Knochenkrebs gestorben.

[Pieper, Werke, Ergänzungsband 2, Autobiographische Schriften III: Eine Geschichte wie ein Strahl, II. Kapitel, Hamburg 2003, S. 527-548]